

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hesse, Hermann

»Ich gehorche nicht und werde nicht gehorchen!«

Briefe 1881-1904

Herausgegeben von Volker Michels

© Suhrkamp Verlag

978-3-518-42309-7

SV

*»Ich gehorche nicht und
werde nicht gehorchen!«*

Hermann Hesse
Die Briefe

Band I
1881-1904

Herausgegeben
von Volker Michels

Suhrkamp

© Suhrkamp Verlag Berlin 2012

Erste Auflage 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm und andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42309-7

*»Ich gehorche nicht
und werde nicht gehorchen!«*

Inhalt

Vorwort	9
Briefe 1881-1904	41
Anhang	551
Verzeichnis der Briefempfänger	637
Namenregister	640

Vorwort

Hermann Hesse hat ein umfangreiches Lebenswerk hinterlassen, von dem etwa ein Drittel auf seine Romane, Erzählungen, Märchen, Gedichte, die autobiographischen, politischen und kulturkritischen Schriften entfällt, die mittlerweile komplett in der seit 2005 vorliegenden zwanzigbändigen Ausgabe der »Sämtlichen Werke« und durch einen Registerband erschlossenen Edition zugänglich sind.

Ein weiteres Drittel seiner Arbeitszeit hat Hesse auf sein bildnerisches Werk verwandt, das mehr als 3000 Aquarelle und Hunderte illustrierter Gedicht- und Manuskripthandschriften umfasst. Teile davon sind in den Bänden »Hesse als Maler«, »Magie der Farben«, »Farbe ist Leben«, »Spiel mit Farben«, »Piktors Verwandlungen«, den seit 1977 fast alljährlich erscheinenden Hesse-Aquarell-Wandkalendern, den Hesse Calendarien, den Hesse-Insel-Kalendern sowie als Kunstpostkarten, als Umschlagmotive und Illustrationen zu zahlreichen Einzelausgaben veröffentlicht. Das letzte Drittel von Hesses Arbeitskraft entfiel auf seine Korrespondenz. Da er einen Teil der an ihn gerichteten Briefe aufbewahrt hat, können wir Rückschlüsse auf die Mindestzahl seiner Antwortschreiben ziehen. Überliefert sind, neuesten Berechnungen zufolge, mehr als vierzigtausend an ihn gerichtete Schreiben, die heute im Deutschen Literaturarchiv Marbach und im Schweizerischen Literaturarchiv Bern aufbewahrt werden.

Obwohl ihm das Korrespondieren eher lästig war, weil es ihn hinderte, seine fiktionalen und poetischen Pläne zu realisieren, hat er es dennoch auf sich genommen, weil er sich verantwortlich fühlte für die Wirkungen seiner Publikationen. So steht seinem in einen Vierzeiler gekleideten Seufzer: »Wer innerhalb gewisser Grenzen / die edle Poesie betreibt, / der ahnt oft nicht die Konsequenzen, / die er auf sich hernieder schreibt« die Reaktion auf den Wink einer seiner Schwiegertöchter gegenüber, sich um den ganzen Kram doch nicht mehr

zu kümmern. Darauf hat er 1952 geantwortet: »Wenn ein Mensch sein Leben in den Dienst einer Arbeit und Leistung gestellt hat, dann glaube ich, muss er das, was ihm die Welt als Antwort auf seine Arbeit zuträgt, auch auf sich nehmen. Die Berühmtheit und den Nobelpreis einzustecken, die lästigen und verantwortungsvollen anderen Folgen aber abzulehnen, schiene mir unrecht und eine nachträgliche Entwertung einer solchen Lebensarbeit zu sein.« Damit steht auch er ganz in der Tradition seiner missionierenden Vorfahren und Eltern, die ihr Christentum gleichfalls in tätiger Nächstenliebe praktiziert haben, was nicht zuletzt aus ihrer umfassenden brieflichen Zuwendung ersichtlich ist.

Im Vergleich zu den Korrespondenzen anderer Autoren fällt auf, dass Hesse auf das Beantworten der Zuschriften seiner Leser zumeist nicht weniger Sorgfalt verwandt hat als auf das Formulieren seiner Veröffentlichungen. So ist es ihm 1957 auch nicht schwer gefallen, den Vorschlag Peter Suhrkamps zu akzeptieren, die sechsbändige Ausgabe seiner »Gesammelten Dichtungen« anlässlich des 80. Geburtstags um einen siebten Band zu erweitern, der neben Essays und autobiographischen Schriften auch die erste 1951 erschienene Briefsammlung enthielt. Er war also bereit, den belangvolleren seiner Briefe einen ähnlichen Rang zuzugestehen wie seinen sonstigen Publikationen. Das gilt auch für die Mehrzahl jener Schreiben, die von den Herausgebern nach seinem Tod ermittelt wurden, und macht die mit diesem Band einsetzende zehnbändige Briefausgabe zu einer gewichtigen Ergänzung der »Sämtlichen Werke«.

Da die Romane, Erzählungen und Gedichte für Hesse wie für viele andere Autoren nicht zuletzt eine sublimale Methode der Krisenbewältigung waren, ist die Ursache für deren erhebliche und keineswegs auf den deutschen Sprachraum beschränkte Breitenwirkung gewiss auch darin zu sehen, dass unzählige Leser sich in seinen Schriften wiederzuerkennen glauben und teilhaben können an seinen ganz unverwechselbaren Spielarten, die »Infamitäten des Lebens« zu meistern. Hesse ist für sie kein unnahbar virtuoser Artist, sondern eine

vertrauenswürdige Bezugsperson. Das mag die Fülle von Zuschriften ausgelöst haben, die ihm im Lauf seines Lebens zugemutet wurden.

Alle die Schicksale, Probleme und Konflikte, die man in seinen Romanen und Erzählungen fiktional in bewegende Handlungsverläufe verkleidet findet, wurden von seinen Lesern in ihren Zuschriften aufgegriffen und auf deren ganz persönliche Lebenslage bezogen. So enthalten Hesses Entgegnungen Stellungnahmen zu praktisch allen relevanten Lebensfragen und sind damit das realitätsbezogene Gegenstück zu seinem erzählenden und lyrischen Werk. Ob es sich nun um Fragen der Erziehung, Schule, Pubertät, der Selbst- und Berufsfindung, der Liebe, Partnerbeziehung und Ehe, des Alterns, Sterbens, der Religionen, Kirchen und Ideologien, der sozialen Spannungen und Politik, der Regeneration durch die Natur, die Musik, die Literatur und Malerei, das Reisen, den Humor, der medizinischen und psychoanalytischen Therapie handelt, überall sind Hesses Antworten ebenso erfahrungsbeglaubigt wie zukunftsorientiert. Auf welche Empfänger und Fragen auch immer sie sich beziehen, meist sind sie auf eine Weise formuliert, dass sie auch von anderen Lesern empfunden werden, als wären sie an sie selbst gerichtet. Die zahlreichen auf-lagenstarken Zitatsammlungen, Themenbände und Hesse-Kalender, die in den letzten Jahrzehnten erschienen sind, speisen sich zu einem Großteil aus Statements, die seinen Briefen entstammen. Doch die kompletten Schreiben enthalten darüber hinaus natürlich noch viel mehr, u. a. seine Lebensgeschichte in bisher unerreichter Detailgenauigkeit. Außerdem sind sie ein umfassendes Quellenwerk zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte seiner Publikationen wie auch zur Kultur- und Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts.

Der erste Band unserer Briefedition umfasst den Zeitraum der Jahre 1881 bis 1904 und dokumentiert Hesses turbulente Jugend, bis es ihm nach allerlei Hindernisläufen endlich glückte, sich als freier Schriftsteller behaupten zu können, zu heiraten und einen eigenen Hausstand zu gründen. Insofern

sind diese frühen Briefe nur mit erheblichen Einschränkungen repräsentativ für seine spätere Korrespondenz, zeigen sie doch zunächst einmal die Selbstbehauptungsversuche und den schwierigen Werdegang eines jungen Menschen auf dem Weg zu seiner Berufung.

Wie Vincent van Gogh, Friedrich Nietzsche, Gottfried Benn, Friedrich Dürrenmatt und manche andere hochbegabte Autoren, stammt auch Hermann Hesse aus einem evangelischen Pfarrhaus. Seine Eltern und der Großvater (mütterlicherseits), Dr. Hermann Gundert, waren sendungsbewusste Missionare, die ihr vom schwäbischen Pietismus gefärbtes Christentum als Kreuzritter der Basler Mission bis an die Westküste Indiens trugen. Die Mutter des Dichters ist dort geboren und hatte 1865 in Talatscheri in erster Ehe den in London geborenen Missionar Charles Isenberg geheiratet, der vier Jahre darauf in Haiderabad so schwer an Ruhr erkrankte, dass er nach Europa zurückkehren musste, wo er erst 29-jährig an einem Lungenleiden verstarb. Dieselbe Krankheit machte dem gleichfalls in Indien missionierenden Johannes Hesse, dem künftigen Vater des Dichters, in Mangalur zu schaffen, so dass er nach seiner Genesung 1873 als Gehilfe von Dr. Hermann Gundert in den Calwer Missionsverlag versetzt wurde. Dort lernte er Gunderts Tochter, die inzwischen 31-jährige Witwe Marie Isenberg, mit ihren beiden kleinen Söhnen Theo und Karl kennen. Im Jahr darauf kam es zur Heirat in eine Ehe, der zwei Töchter und zwei Söhne entstammen; der ältere davon war Hermann Hesse. Zwei weitere Kinder, Paul (*1878) und Gertrud (*1879), sind einige Monate nach ihrer Geburt bereits gestorben.

Das erste überlieferte Briefchen Hermann Hesses stammt aus seinem dritten Lebensjahr. Die Familie war damals gerade aus seinem Geburtsort Calw nach Basel übersiedelt, wohin sein Vater zum Herausgeber des »Basler Missionsmagazins« berufen worden war. In seinem der Mutter diktierten Gruß an seinen »indischen Vetter« berichtet der kleine Hermann über die ersten Eindrücke im Kindergarten der Basler Mis-

sion. Schon dieses erste Dokument ist charakteristisch für seinen Eigensinn. Widersetzt sich doch bereits der Dreijährige der Aufforderung eines Arztes, ihm die Zunge zu zeigen und den gegen seine Erkältung verordneten bitter schmeckenden Tee zu trinken. Über den Vierjährigen berichtet die Mutter im Mai 1892: »Hermann macht den ganzen Tag Verse, oft ganz gelungen, oft kunterbunt; was sich reimt, findet er sofort zusammen.« Der früheste Beleg dafür ist ein gereimtes Briefchen an seinen Onkel David Gundert, das sich durch einen glücklichen Zufall erhalten hat.

Ungleich besser als die frühe Kindheit, von der außer den Briefen und Tagebuch-Aufzeichnungen der Mutter kaum etwas überliefert ist, sind die Jahre der Lehrzeit, beginnend 1890 mit der Lateinschule in Göppingen, dokumentiert. Das ist kein Zufall. Denn diese Papiere hat Hesse aus guten Gründen aufbewahrt. Vollzog sich doch in den nun folgenden mehr als zehn konfliktreichen Jahren seine für alle Beteiligten unbegreifliche Lösung von den Erwartungen und Wertbegriffen der Eltern und Verwandten. Dass diese ihr christlich geprägtes Weltbild auf vorbildliche Weise lebten und mit dem Verzicht auf persönliches Wohlergehen entbehrungsreich praktiziert haben, im missionarischen Dienst an den Mitmenschen, machte die Sache nicht leichter. Denn der junge Hesse sah sehr wohl, dass er mit seiner Neigung zur Literatur und dem Aufbegehren gegen den Pietismus seine Eltern auf eine Weise verletzte, die sie nicht nachvollziehen konnten. Im Recht fühlten sich beide, die Eltern mit ihren kirchenchristlichen Präzungen, aber auch der zunehmend aufsässige Sohn, der sich mit demselben Ethos weiter gespannten Sichtweisen öffnen wollte für ein umfassenderes und toleranteres Weltbild: Ein tragischer Konflikt, der in seiner ganzen Schärfe nur anhand der authentischen Lebenszeugnisse nachvollziehbar wird. Deshalb hat Hesse, sobald er sich als Autor durchgesetzt hatte, alle Korrespondenzen aus dem Besitz der Familie zusammengetragen, die diese Emanzipation überliefern. Zu Lebzeiten hat er sie niemand gezeigt, doch der Nachwelt erhalten. In ver-

schnürten Paketen fanden sie sich dicht gebündelt nach seinem Tod in einem Schrank seines Schlaf- und Sterbezimmers. Chronologisch mit der Göppinger Lateinschülerzeit beginnend, illustrieren sie nicht nur anhand seiner eigenen Briefe an die Eltern, sondern auch am Beispiel ihrer Antworten und der Schreiben anderer Familienmitglieder, Pfarrer, Ärzte und Zimmervermieter den Werdegang Hermann Hesses bis zum Jahr 1900. Seine Witwe Ninon hat unter dem Titel »Kindheit und Jugend vor Neunzehnhundert« den ersten bis ins Jahr 1895 reichenden Teil dieses Konvolutes noch kurz vor ihrem Tod im Jahr 1966 publiziert, der zweite, bis in das Jahr 1900 führende Teil, fortgesetzt von Dr. Gerhard Kirchhoff, erschien 1978. Diese Bände umfassen nahezu 1300 Seiten und ergeben ein Emanzipations- und Zeitgemälde, wie es plastischer und dramatischer kaum denkbar ist.

Da diese Dokumente bereits vorliegen und unsere Edition sich nur auf die wichtigsten Schreiben von Hesse selbst beschränken muss, erscheinen sie hier in Auswahl und um belanglosere Familieninterna zuweilen etwas gekürzt, dafür angereichert um neuere Funde, die in den sechziger Jahren noch nicht verfügbar waren. Sie setzen ein mit den bereits erwähnten Briefen des 12-jährigen Hesse aus der Göppinger Lateinschule, einer Art Crashkurs, der die aus ganz Württemberg ausgewählten Buben auf das Stuttgarter Landexamen vorbereiten sollte. Die 36 besten wurden auf Staatskosten in eines der theologischen Seminare von Maulbronn, Blaubeuren, Schöndal oder Urach geschickt, um dort als Stipendiaten auf das Tübinger Stift vorbereitet zu werden, mit der Gewissheit, danach als beamtete Pfarrer oder Lehrer lebenslang versorgt zu sein. Dass es auch mit Hermann darauf hinauslaufen sollte, begann dem unternehmungslustigen Zögling erst allmählich zu dämmern, und so lassen seine vergnügten Berichte einweilen noch nichts ahnen von den künftigen Revolten. Denn im Göppinger Rektor Otto Bauer hatten die Kinder einen ungewöhnlich originellen Einpauker, der sich auf deren Spieltrieb und Abwechslungsbedürfnis verstand. So wundert es

nicht, dass auch Hesse im Juli 1891 das Landexamen bestand, als achtundzwanzigster unter 79 Kandidaten.

Wie lange vor ihm der Physiker Johannes Kepler, der Dichter Hölderlin und auch sein Großvater Hermann Gundert kam der inzwischen 14-Jährige sodann in das evangelisch-theologische Seminar von Maulbronn und scheint sich auch dort, seinen Berichten zufolge, recht wohlgeföhlt zu haben. Jedenfalls deutet kaum etwas darauf hin, was sieben Monate später seine plötzliche Flucht aus dem Seminar motivieren würde. Solch unvermittelte Kehrtwenden sind auch im späteren Leben für Hesse charakteristisch. Zunächst versucht er sich gutgläubig mit den vorgegebenen Verhältnissen zu arrangieren, bis ihm plötzlich bewusst wird, dass er sich damit auf Weichenstellungen einlässt, die sich für ihn auf die Dauer nicht als tragfähig erweisen können. So begann er auch jetzt im geistlichen Umfeld des ehemaligen Zisterzienserklosters zu ahnen, dass er sich auf dem falschen Gleis befand. Denn ein Kirchenbeamter wollte er auf keinen Fall werden. Sein innerer Kompass wies in eine ganz andere Richtung und verlangte eine Kurskorrektur. »Die Sache war die«, erinnert er sich dreißig Jahre später in seinem »Kurzgefassten Lebenslauf«, »von meinem dreizehnten Jahr an war mir das eine klar, dass ich entweder ein Dichter oder gar nichts werden wollte.« Nur gab es dafür keinen von den Erwachsenen tolerierten Weg, keine Ausbildung, keinen Unterricht. »Es war erlaubt und galt sogar für eine Ehre ein Dichter zu *sein*, das heißt als Dichter erfolgreich und bekannt zu sein, meistens war man dann leider schon tot. Ein Dichter zu *werden* aber, das war unmöglich, es werden zu *wollen*, war eine Lächerlichkeit und Schande, wie ich sehr bald erfuhr . . . und vermutlich waren die Lehrer gerade dazu angestellt und ausgebildet, um das Heranwachsen von famosen und freien Menschen nach Möglichkeit zu verhindern.« Fast alle Eskapaden und Umwege, die der junge Hesse von nun an seinen Eltern zumutete, erklärten sich daraus, zumal sie ja fest davon überzeugt waren, alles nur zu seinem Besten auszurichten.

Zwei Tage nachdem Hesse aus Maulbronn geflohen und wieder eingefangen war, schreibt ihm sein frommer Vater: »Es hat uns weh getan, dass Du voreilig schon meinst, Du werdest ja doch nicht Theologie studieren ... Du stehst jetzt in dem schönen Alter, das der Saatzeit gleicht. So säe denn aus – guten Samen; säe aus den Geist. So wirst Du vom Geist das ewige Leben, die Fülle alles Guten, Frieden und Seligkeit ernten – schon hier auf Erden. Ich sage Dir: Beim Heiland hat man's gut. Probier es mit Ihm.« Was sollte der Ausreißer nun damit anfangen? Sollte er dem Vater nun seinerseits in salbungsvollem Predigerdeutsch an das Gleichnis vom anvertrauten Pfunde (Matthäus 25 bzw. Lukas 19) oder an die Legende vom verlorenen Sohn erinnern?

Nachdem Hermann zur Abschreckung seiner Kameraden acht Stunden bei Wasser und Brot im Karzer abgesessen hatte und elf Tage später aus Maulbronn entlassen worden war mit der Begründung, vor lauter Phantasie habe er keinen festen Willen mehr, holt man ihn zurück nach Hause. Doch statt zu bereuen, hat er nichts Besseres im Sinn, als sich anhand einer Anweisung aus dem Buch »Der gelehrte Spielkamerad« mit Pulver und Salpeter die Sprengladung für ein Feuerwerk zu basteln, die dann unversehens in die Luft ging und ihm das ganze Gesicht versengte. Hausarzt Doktor Zahn plädiert für eine Überweisung des Jungen in eine Nervenheilanstalt. Seine vorübergehende Rückkehr nach Maulbronn war nur von kurzer Dauer. Innerhalb von zwei Wochen entschied der Lehrerkonvent, einen so gefährlichen Burschen aus dem Seminar zu entfernen.

Daraufhin schickte ihn der Vater in das Heil- und Erweckungszentrum seines Glaubensbruders Christoph Blumhardt nach Bad Boll. Dieser Sohn eines legendären Exorzisten stand in dem Ruf, gleichfalls über magische Kräfte zu verfügen. Warum sollte nicht auch er Mittel wissen, einem vom Pfad des Heils abgeirrten Seminaristen den Teufel des Eigensinns auszutreiben? Bei Blumhardt fühlte sich der Vierzehnjährige zunächst wohl. Dort wurde er nach dem Motto behandelt:

»Arbeit mit den Händen ist Speise für die Seele.« Darüber hinaus lernt er Französisch, präpariert den Schädel einer Katze und interessiert sich für die übernatürlichen Kräfte, die seinem neuen Erzieher nachgesagt werden. Um auszuprobieren, wie es damit bestellt ist, wird der Seelenhirt in seiner Pfarrstube eingeschlossen. Ob ihm die himmlischen Geister auch jetzt zu Gebote stünden, um sich zu befreien? Doch Blumhardt sei nur in ein alttestamentarisches Zornesgewitter ausgebrochen, berichtet sein Zögling ernüchtert. Blumhardts charismatisches Naturell hat ihm aber dennoch imponiert; Jahrzehnte später hat er ihn als einen »Prachtskerl« bezeichnet. Wie Maulbronn sollte auch Bad Boll für den Aufmüpfigen mit einem Fiasko enden. Kurz vor seinem 15. Geburtstag verliebt er sich aussichtslos in eine zwanzig Jahre ältere Bekannte seines Stiefbruders Theo, beschafft sich antiquarisch einen Revolver und versucht, sich damit das Leben zu nehmen. Blumhardt lässt ihn daraufhin in die Nervenheilanstalt Stetten im Remstal verbringen, ein Sanatorium für Schwachsinnige und Epileptische, das denn auch »primäre Verrücktheit« diagnostiziert. In Stetten bleibt Hermann sechs Wochen, kehrt in den Sommerferien nach Calw zurück und wird drei Wochen später erneut in die Anstalt geschickt, »da er sich zu Hause nicht fügen kann und grob gegen seine Eltern ist« (aus dem Stettener Krankenblatt vom 5. 8. 1892). »Leb wohl du altes Elternhaus, Ihr werft mit Schande mich hinaus ... / Ich werd ins Irrenhaus geschickt, / Wer weiß – ich bin wohl gar verrückt«, reimt er damals und beginnt rabiate Briefe an den Vater zu schreiben. Diese Briefe sind erschütternd. In der Briefliteratur des 20. Jahrhunderts gibt es neben Franz Kafkas »Brief an den Vater« nichts Vergleichbares an Verzweiflung, Freiheitsdrang und (bei Hesse mit Schiller-Zitaten unterfütterter) Überzeugungskraft. »Wären doch Anarchisten da!«, ruft er dem Vater entgegen. »Erwünscht wäre es mir jetzt, wenn etwa eine Revolution ausbräche, die Cholera bald käme. Im allgemeinen Elend kann der Kleine ruhig sterben.« Ein Siedegrad der Empörung ist da erreicht, der

die Entgleisung ähnlich verzweifelter Jugendlicher in destruktive Aktionen nachvollziehbar macht. Das Aufbegehren gegen jede Form der Nötigung, Fremdbestimmung und Domestizierung wird fortan eines der Leitmotive seines gesamten späteren Werkes werden. Aus jenem am 11. 9. 1892 an die Eltern gerichteten Schreiben stammt auch sein Ausruf »Ich gehorche nicht und werde nicht gehorchen!«, der Zitat-Titel des vorliegenden Briefbandes.

Erst sechs Wochen später, nachdem Hesse erneut geäußert hatte, sich das Leben nehmen zu wollen, konnte er die Heilanstalt verlassen, um nach einmonatigem Erholungsurlaub bei einer Pfarrersfamilie in Basel ins Gymnasium von Cannstatt eingeschult zu werden, nachdem man es in Reutlingen abgelehnt hatte, solch einen Schüler aufzunehmen. Immerhin schafft er in Cannstatt nach einem halben Jahr das unserer »Mittleren Reife« entsprechende »Einjährigen-Freiwilligen-Examen«, das den sonst üblichen dreijährigen Militärdienst auf ein Jahr verkürzte. Im Oktober 1893 als Obersekundaner beendet er seine Schulausbildung wegen »unaufhörlicher Kopfschmerzen«. Auch eine geplante Buchhändlerlehre in Esslingen gab er schon nach drei Tagen auf, weshalb man ihn, diesmal in der Heilanstalt von Winnenden, erneut auf seinen Gemütszustand untersuchte. Ein halbes Jahr verbrachte er nun bei seinen Eltern in Calw, wo man ihn tagsüber mit Büroarbeiten im Missionsverlag des Vaters beschäftigte, während er die Abende mit Entdeckungen in der unerschöpflichen Bibliothek des kurz zuvor verstorbenen Großvaters Dr. Hermann Gundert verbrachte.

Kurz vor seinem 17. Geburtstag beginnt er ein Praktikum in der nahe beim Elternhaus gelegenen Turmuhrenfabrik von Heinrich Perrot eine Schlosserlehre, die er immerhin mehr als ein Jahr lang durchhält und im September 1895 mit einem Zeugnis abschließt, das ihm »Kenntnisse und Fertigkeiten in mehreren Zweigen« dieses Unternehmens bescheinigt. Er selbst bilanziert diese Fertigkeiten damals folgendermaßen: »In der Mechanik hab ich immerhin einiges gelernt, verstehe eine Näh-

maschine zu zerlegen, eine Drahtleitung zu ziehen, Eisen zu drehen, Schrauben zu machen, eine Säge zu hauen, kann Stahl, Eisen, Messing, Kupfer, Zinn, Zink, Antimonium etc. unterscheiden, Elementarläutwerke einrichten, Most trinken, trockenen Bot essen, Lehrlinge kommandieren, von Leitern herabfallen, Hosen zerreißen und was sonst noch zur Mechanik gehört.« Ein Königsweg zu seinem Ziel, dem Schriftstellerberuf, war das freilich nicht. Aber hier ist er erstmals mit dem werktätigen Volk und dem Milieu eines Handwerksbetriebs in Berührung gekommen. Ihm verdankt er eine Fülle von Erlebnissen und Erfahrungen, die er später in »Unterm Rad«, im »Knulp« und anderen Erzählungen anschaulich geschildert hat. Verlockender scheint ihm bald darauf die Anregung seines Cannstatter Lehrers Dr. Ernst Kapff, nach Brasilien auszuwandern. Doch weigert sich der Vater, die Schiffsreise zu finanzieren, und beschafft ihm stattdessen eine Lehrstelle in der Tübinger Buchhandlung Heckenhauer. Um seinen Eltern nicht länger auf der Tasche liegen zu müssen, greift Hermann zu, wohl auch weil es nicht schaden konnte, im Umfeld der Tübinger Universität wieder in Berührung mit der Literatur und in Kontakt mit dem aktuellen Kulturleben zu kommen.

Dort trifft er nun auf seine mittlerweile ins Tübinger Stift avancierten ehemaligen Schulkameraden aus Göppingen und Maulbronn und lernt die uniformierte Hierarchie studentischer Burschenschaften mit ihren Trink- und Hauboden-Ritualen kennen. Dabei kommt er zu dem Schluss, dass die Universität für Leute wie ihn, »die grundsätzlich nicht in den Staatsdienst treten«, doch mehr als entbehrlich sei. »Hätte ich in der Literatur an einer Hochschule auch nur ein Pünktchen mehr lernen können als privatim? ... Das Wissen liegt ja auf dem Markt und Selbststudium macht urteilsfähig. Speziell in Dingen, wo Ethik und Ästhetik mitspielt, ist eigenes Forschen weit wertvoller als Kolleg hören.« Da er dafür auch noch Studiengebühren von monatlich etwa sechzig Mark entrichten müsste, sei er doch der Narr nicht, auf eine Hochschule zu gehen: »Auch Nationalökonomie lerne ich in den Fabriken

mehr als irgendwo anders.« So spricht man, wenn man keine andere Wahl hat. Aber der junge Dichter, der jetzt von morgens halb acht bis abends halb sieben Uhr, statt schreiben und sich weiterbilden zu dürfen, als Laufjunge Bücher und Zeitschriften austragen, Rechnungen ausstellen und die Kasse kontrollieren muss, beherzigt seine Vorsätze gewissenhafter als mancher Student. Mit zielstrebigem Disziplin verwendet er die Abende und Sonntage sowohl auf ein erstaunlich vielseitiges Privatstudium der Literatur als auch auf das Verfassen erster Manuskripte und seine extensive briefliche Berichterstattung. Dabei fällt auf, wie er sich besonders in den an seine Eltern gerichteten Schreiben mit geradezu vorsätzlichem Mutwillen immer wieder von deren religiösem Weltbild absetzt und ihnen stattdessen detaillierte Exkurse über seine literarischen Funde und Überlegungen zumutet. Sollen sie sich doch endlich mit dem Gedanken befreunden, dass er für die beruflichen Pläne, die sie mit ihm haben, nicht mehr zu gewinnen ist, auch nicht für eine Nachfolge seines Vaters im Calwer Missionsverlag. Entsprechend zurückhaltend sind denn auch die Reaktionen der Eltern auf seine ersten Publikationen. So dankt ihm der Vater am 21. 9. 1897 für die Zusendung der Wiener Zeitschrift »Das Deutsche Dichterheim«, die einige von Hermanns Gedichten veröffentlicht hatte, mit dem Verdikt: Diese Nummer enthalte nichts, was er zu würdigen in der Lage sei. Auch auf seine ersten drei Buchveröffentlichungen reagiert er nicht. Das besorgt dann die Mutter, die ihn für »Form und Sprache« der »Romantischen Lieder« lobt, sich aber »höhere Inhalte« wünscht und anfügt: »Gott hat dir Talent gegeben und wenn du einmal Ihn gefunden hast und Ihm diese schöne Gabe Weihst, dann wird dein altes Mutterle glückselig sein.«

Ungeachtet dieser frommen Wünsche setzt der Buchhandlungsgehilfe, den »das Staubschlucken und Geldzählen ganz elend macht«, seine weltlichen Studien und selbstkritischen Schreibversuche fort und berichtet seinem Cannstatter Deutschlehrer Dr. Kapff im Mai 1895, er verzweifle oft an »seinem Talent,